

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63176-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

«Meistens saß ich auf einem der beiden Hocker in meiner Zelle und dachte: Jetzt bezahlst du für das, was du getan hast. Du bezahlst einen Preis – und zwar einen, den du nicht auf andere abwälzen kannst. Du bezahlst mit deiner eigenen Freiheit, weil du anderen geholfen hast, ihre Freiheit zu erlangen.»

Volker G. Heinz, geboren 1943, ist internationaler Rechtsanwalt. In den Jahren 1965/66 war er in einer Gruppe als Fluchthelfer in Ostberlin aktiv. Durch seine Tätigkeiten verhalf er insgesamt 66 DDR-Bürgern über die Grenze. Seit 1973 lebt und arbeitet er in Berlin und London.

Volker G. Heinz

mit Regina Carstensen

Der Preis der Freiheit

Eine Geschichte über Fluchthilfe,
Gefangenschaft und die geheimen Geschäfte
zwischen Ost und West

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Namen einiger Personen wurden zu ihrem Schutz geändert.
Unverändert sind die Namen von Personen des öffentlichen Lebens.

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, September 2016

Copyright © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung V. Pawlowski / ullstein bild

Satz Arno PostScript, InDesign,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 63176 4

Prolog

Der Ostberliner Maihimmel verdunkelt sich. Erschöpft wische ich mir den Schweiß von der Stirn. Es ist ein langer, anstrengender Tag. Ich war, statt ins juristische Repetitorium zu gehen, frühmorgens mit meinem mattblauen Volkswagen von Bonn nach Köln-Wahn gefahren und von dort zum Westberliner Flughafen Tempelhof geflogen, wo ich meine Instruktionen erhielt. Ich betrat Ostberlin über die Grenzkontrollstelle Heinrich-Heine-Straße. Von dort aus fuhr ich mit der S-Bahn hinaus nach Köpenick, die restliche Strecke lief ich zu Fuß. Einen Moment lang blieb ich vor dem Haus der Familie Rittersberger stehen und sammelte mich, dann atmete ich einmal tief durch und klingelte. Dr. Max Rittersberger öffnete die Tür und ließ mich ein, mit ernstem Gesicht schüttelte er mir die Hand. Er sah aus, als hätte er schon sehr lange auf mich gewartet.

Der mittelgroße, schlanke Mann, bei dem sich im braunen Haar die ersten grauen Haare zeigten, führte mich ins Wohnzimmer, wo seine Frau mich ebenso erwartungsvoll anschaute wie seine drei fast erwachsenen Kinder. Stefan, Maximilian und Katharina. Das Nesthäkchen, ein etwa zwei Jahre altes Mädchen, schlief im Wohnzimmer. Ich setzte mich, eine Tasse Tee nahm ich dankend entgegen. Dann sprachen wir über den Ablauf der Flucht, die noch am selben Abend stattfinden sollte. Jedenfalls die erste mit den drei älteren Kindern. Morgen würden Vater und Mutter Rittersberger mit der Kleinen in einer zweiten Aktion folgen. Nie zuvor hatte ich Fluchtwillige zu Hause aufgesucht. Das heute war eine absolute Ausnahme. Normalerweise übernahmen Wolfgang's Kuriere die Planung der Einzelheiten und die Unterrichtung der Fluchtwilligen. Aber heute war das meine Aufgabe, und da saß ich nun und erklärte der Familie, wie sie in einem Kofferraum über die innerdeutsche Grenze Berlins gelangen sollte.

Seitdem sind einige Stunden vergangen. Ich stehe mitten auf dem Alexanderplatz, schon von weitem sehe ich die drei Geschwister ängstlich und eng aneinandergedrängt unter dem Fernsehturm stehen. Hoffentlich sind sie nicht ins Visier der Stasi geraten, denn unauffällig ist

nun wirklich etwas anderes. Sie sollten eigentlich in der Menge der anderen Passanten herumschlendern und ein Eis essen – die zentrale Lage des Alex war schließlich der Grund dafür, weshalb wir diesen Treffpunkt gewählt hatten.

«Ist hier in der Nähe ein Haushaltswarengeschäft?», frage ich. Unser vereinbarter Code, um ins Gespräch zu kommen.

Die drei nicken und antworten wie verabredet: «Hinter der Straßenbahnhaltestelle. Wir zeigen es Ihnen, wenn Sie wollen.»

Ich nicke ebenfalls. Zu viert machen wir uns auf den Weg. Aber unser Ziel ist nicht das Geschäft, sondern die Straßenbahn.

Wir steigen in eine von mir zuvor ausgesuchte Linie, wechseln in eine andere und fahren fast bis zur Endstation. Von dort geht es Richtung Marzahn-Hellersdorf, ein ländlich-dörfliches Gebiet weiter im Osten der Stadt. Es ist Frühjahr 1966, die Plattenbausiedlung, die hier später entstehen wird, ist bislang bestenfalls in der Planung.

Meist schweigen wir, die drei Jugendlichen sagen kaum ein Wort. Immer wieder versuche ich, ein wenig aufmunternd zu lächeln, dabei könnte ich selbst eine kleine Aufmunterung gebrauchen. Ich weiß schon nicht mehr, wie viele Leute ich über die Grenze gebracht habe. Es ist ein anstrengender Job, der von seinem ursprünglichen elektrifizierenden Nervenkitzel mittlerweile ein wenig verloren hat. Jedes Mal spüre ich fast körperlich die Angst der anderen, muss sie gemeinsam mit der eigenen ertragen, zugleich kompensieren und auflösen. Häufig genug habe ich erlebt, wie unberechenbar und selbstgefährdend die Flüchtlinge agieren. Von Mal zu Mal fällt es mir schwerer. Denn ich muss als souveräner Herr der Lage auftreten und vor allem eine Leistung erbringen: die langersehnte Freiheit. Diese Menschen verlassen sich auf mich. Und ich weiß: Es ist wichtig, was ich hier tue. Ich bin auch weiterhin entschlossen zu helfen, bin überzeugt davon, dass es das Richtige ist. Aber es verlangt von mir eine Menge Selbstdisziplin. Für meine Hilfe werde ich nicht entlohnt, und es ist mir sehr wichtig, dass das auch so bleibt. Erst vor kurzem habe ich erfahren, dass bei diesen Fluchten viel Geld fließt.

Auch wenn ich es mir ungern eingestehe, ich leide immer mehr unter meinem Doppelleben. Ständig muss ich ein Netz von Lügen spin-

nen, um meine Familie und Freunde zu täuschen. Keiner außerhalb des engen Fluchthelferkreises weiß von dem, was ich hier tue. Außer einer Person: Hanns Martin Schleyer, mein Corpsbruder. Ihm habe ich mich kürzlich anvertraut. Für ihn organisiere ich diese Flucht. Meine drei Begleiter gehören zu einer Ostberliner Arztfamilie, die er mir ans Herz gelegt hat. Die Mutter der Familie ist die Schwester eines weiteren Corpsbruders. Man hilft sich gegenseitig.

In diesem Teil von Marzahn ist kaum jemand unterwegs. Das Mädchen und die beiden jungen Männer folgen mir auf einer schmalen Landstraße. Kein Auto fährt uns entgegen, keines überholt uns. Links und rechts hohes Getreide am Wegrand, das in wenigen Wochen geerntet wird. Jetzt schützt es uns vor unerwünschten Blicken. Meine Gedanken kreisen um den nächsten Schritt. Hoffentlich geht alles gut, hoffentlich ist der Syrer da. Was, wenn er eine Reifenpanne hatte oder sonst wie aufgehalten wurde? Was mache ich dann mit dem Trio? Um Mitternacht muss ich spätestens wieder im Westen sein. Bleibe ich länger, mache ich mich strafbar. Ich versuche, mich zu beruhigen, sage mir, dass die Familie ja in Berlin wohnt, dass die drei im Notfall einfach zurück nach Hause gehen können, als wäre nichts geschehen.

Längst ist die Dämmerung hereingebrochen. Je dunkler es wird, umso sicherer fühle ich mich. An der nächsten Kreuzung biegen wir nach rechts, dort müsste, wenn alles glattgelaufen ist, Kamal Hamdi auf uns langsam zufahren. Ein erster Blick um die Ecke lässt mich aufatmen – der weiße Mercedes ist gut zu erkennen. Erleichterung macht sich breit. Als der Syrer mich sieht, lässt er kurz das Fernlicht aufblitzen. Aus meiner Jackentasche ziehe ich eine kleine Taschenlampe hervor und signalisiere in Richtung Mercedes, dass alles in Ordnung ist.

Und dann geht alles sehr schnell. Ich dränge die drei Jugendlichen zum Kofferraum, klappe den Deckel auf.

«Rein mit euch», flüstere ich, während ich mich hektisch umschaue. Hoffentlich nähert sich in diesem Moment nicht noch irgendein Auto. Ich spüre, wie sich neue Schweißperlen auf meiner Stirn bilden, obwohl es längst nicht mehr so warm ist wie noch auf dem Alexanderplatz.

Als hätten sie es geübt, legen sie sich in «Löffelchen-Position» hintereinander hin. Ich werfe einen letzten Blick auf die bleichen, angster-

füllten Gesichter. Hoffentlich kommen sie gut rüber, denke ich. «Viel Glück», sage ich. Dann: Klappe zu. Tief atme ich durch. Der Syrer startet den Mercedes, er wird seine verborgene «Fracht» nun über den Grenzübergang Checkpoint Charlie bringen. Und morgen dann das Ganze noch mal. Es grenzt an Wahnsinn.

Unauffällig schaue ich mich um, als ich nach einem halbstündigen Marsch wieder in der Straßenbahn sitze. Niemand sieht aus, als habe er mich im Visier. Aber die rundliche Frau mit der riesigen Einkaufstasche, könnte die nicht für die Staatssicherheit arbeiten? In der Tasche ließe sich ein Fotoapparat gut verstecken. Sehe ich schon Gespenster?

An der Heinrich-Heine-Straße lässt mich der Grenzer problemlos durch und stempelt mein Tagesvisum ab, ohne zu zögern. Ich bin wieder in Westberlin. Die Nacht verschluckt mich.

Ein paar Stunden später liege ich, vollkommen erschöpft, in einer kleinen Wohnung in Lichterfelde in den Armen von Gudrun, die zum Glück keine Fragen stellt, fast so, als wisse sie von dem Geheimnis meiner unregelmäßigen, kurzfristig angekündigten Ausflüge nach Westberlin. Ihr Haar, in das ich mich verkrieche, riecht verführerisch. Aber meine Gedanken sind schon bei der morgigen Flucht. Geht alles gut, wird die Familie am Abend wieder vereint sein – in Freiheit. Und ich wieder bei Gudrun, für eine weitere Nacht. Wann kommst du morgen? Auch diese Frage stellt sie mir nicht.

Abenteurer mit Gerechtigkeitssinn

Die Märzsonne schien noch etwas blass, aber die Vorboten des Frühlings waren an den Rändern der Autobahn schon zu sehen. Hier und da lugten ein paar geöffnete Blütenköpfe aus dem sonst noch öden Randbewuchs heraus. Voller Vorfreude saß ich in meinem Volkswagen mit dem geteilten Rückfenster, vollgestopft bis unters Dach mit Büchern, Kleidung, Wäsche und Geschirr. Es war eine lange Fahrt, doch der Wagen, Baujahr 1949, muckte nicht ein einziges Mal auf.

Hinter mir lagen drei ereignisreiche Semester Jura in Heidelberg – ich hatte im Kneipsaal unseres Anfang des vergangenen Jahrhunderts erbauten Corpshauses viel gesungen und viel getrunken, mit der blanken Waffe gefochten, schöne Reisen unternommen und kaum studiert –, aber nun, im Frühjahr 1965, wollte ich raus aus dem feuchtföhlichen Umfeld, etwas anderes erleben, vor allem aber ernsthaft studieren. Wie so viele in dieser Zeit zog es mich nach Berlin, und die Regierung in Bonn subventionierte in der geteilten Stadt zwei Besuchsemester. Diese Chance wollte ich mir nicht entgehen lassen. Berlin, das klang in meinen Ohren nach Abenteuer und Freiheit.

Ein Problem, mit dem ich nicht gerechnet hatte, verzögerte allerdings meine Ankunft in Westberlin. Während auf den West-Autobahnen alles gut ausgeschildert war, verfuhr ich mich prompt auf einer der DDR-Transitstrecken. Es ruckelte auf dem rissigen Straßenbelag, Kiefernwälder und Felder wechselten einander ab. Ich fuhr und fuhr und wusste bald gar nicht mehr, wo ich mich befand. Eine Straßenkarte hatte ich nicht dabei, wozu auch, im Westen hatte ich nie eine benötigt. Richtig viel los war auf der DDR-Autobahn schon die ganze Zeit über nicht gewesen, doch plötzlich merkte ich, dass überhaupt kein Gegenverkehr mehr kam, und auch auf meiner Seite der Fahrbahn war weit und breit kein anderes Gefährt zu sehen. Wo war ich nur gelandet? Unruhig umherblickend, entdeckte ich nach einer Weile auf einem Parkplatz ein Fahrzeug der Volkspolizei. Selbstbewusst und unerschrocken,

wie ich war, ging ich davon aus, dass mir die Polizisten sicherlich helfen würden.

Ich kam direkt hinter dem Lada zum Stehen, stieg aus und beugte mich zu den beiden Männern, die ihre Seitenfenster inzwischen heruntergekurbelt hatten. «Guten Tag, meine Herren», begann ich das Gespräch munter, «entschuldigen Sie die Störung, aber ich fürchte, ich habe mich total verfahren. Wie komme ich denn von hier aus am besten nach Westberlin?»

Der Beisitzer verzog überrascht das Gesicht und erklärte dann barsch: «Sie haben kein Recht, auf dieser Straße zu fahren, junger Mann.» Ich blickte ihn verdutzt an, aber bevor ich etwas erwidern konnte, folgte ein Schwall straßenverkehrsrechtlicher Belehrungen. Dann studierte er ausgiebig meine Papiere. Das Verlassen der Transitstrecken ohne schriftliche Genehmigung war streng verboten. Das wusste ich zwar – aber macht man sich strafbar, wenn man sich unabsichtlich verfährt? Als der Polizist seine Ausführungen beendet hatte, fragte ich gespielt ahnungslos: «Danke, dann weiß ich ja jetzt bestens Bescheid. Können Sie mir jetzt vielleicht auch erklären, wie ich zurück auf die richtige Straße komme?»

Es folgten erneut hochkomplizierte Erläuterungen, denen ich beim besten Willen nicht folgen konnte. Um die beiden Polizisten nicht mit einer Bitte um Wiederholung in ihrer Unfreundlichkeit zu bestärken, schaute ich sie mit gespielter Verwirrtheit an: «Verzeihen Sie, aber wäre es nicht das Einfachste, ich drehe hier einfach um? Auf dieser Autobahn gibt es nur einen Grünstreifen zwischen den Fahrbahnen, das müsste doch gehen.»

Die beiden Uniformierten sahen zunächst mich und dann lange einander an. Schließlich sagte der Ranghöhere hinter dem Steuer: «Na gut, drehen Sie um. Aber achten Sie beim Überfahren des Grünstreifens auf den fließenden Verkehr!»

Fließender Verkehr? Am liebsten hätte ich laut gelacht, doch ich riss mich zusammen und bedankte mich ausgesucht höflich für die Hilfe und die freundliche Genehmigung zum Wenden. Als ich wieder in meinem Auto saß und auf dem Grünstreifen in entgegengesetzter Richtung

davonfuhr, konnte ich mein Lachen nicht länger unterdrücken. Willkommen, du preußische, komische und doch humorlose DDR!

Die Grenzkontrolle in Marienborn kam mir vor wie ein Rachefeldzug der Polizisten – hatten sie mich etwa telefonisch angekündigt? Ich musste den gesamten Inhalt meines Autos zur gründlichen Inspektion Stück für Stück in eine etwa 15 Meter entfernte Baracke schleppen – und dann wieder zurück. Der Zeitaufwand für das Verfahren: dreieinhalb Stunden. Ich zog daraus die Lehre: Im Umgang mit der DDR sind Geduld und Respekt gefragt – und darüber hinaus auch sehr hilfreich.

In der Argentinischen Allee 1 in Zehlendorf, nur eine kurze Autofahrt von der Freien Universität entfernt, bezog ich ein kleines Pensionszimmer und sah mich in den kommenden Tagen und Wochen in der »Frontstadt« Berlin um. Die Lage war nicht ohne politische Brisanz, sowohl die Sowjetunion als auch die USA sahen ihren Teil Berlins als Speerspitze im Kampf gegen das System des jeweils anderen. Von beiden Seiten wurde geschnüffelt, erpresst, intrigiert, eingeschüchtert und hintergangen. Laute Propaganda auf beiden Seiten war ein Teil des Berliner Lebens, und die politisch angespannte Situation war überall zu spüren. Immer wieder ging ich bei meinen Spaziergängen durch die Stadt an der hässlichen Mauer entlang, die fast 200 Straßen getrennt oder verstümmelt hatte – was für ein Kontrast zum beschaulichen Heidelberg, dem Juwel badischen Frohsinns.

Ich hatte mich an der Freien Universität für Volkswirtschaft und Jura eingeschrieben. Die noch junge Universität wurde im engen Zusammenhang mit dem beginnenden Ost-West-Konflikt als Gegenstück zur Berliner Humboldt-Universität gegründet und war von einer sehr politischen Studentenschaft geprägt. Neben meinen ausgiebigen Stadt erkundungen suchte ich nach geselligem Anschluss. In Heidelberg, wo ich zuvor studiert hatte, gehörte ich der ältesten studentischen Verbindung an, dem Corps Suevia. Es wurde 1810 gegründet und war, wie viele andere Verbindungen, letztlich ein Kind der Französischen Revolution und der deutschen Freiheitsbewegung. Mich reizte als junger Mann die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, die Wert auf Solidarität und Geselligkeit legte.

Im Berliner Stadtteil Dahlem, in der Hammersteinstraße, befand sich das Haus einer Schwesterverbindung, der Lusatia Leipzig zu Berlin. Als Mitglied eines Corps konnte man das Netzwerk der deutschlandweit verbreiteten Schwestercorps in Anspruch nehmen. In der Lusatia schloss ich auch schnell Freundschaften, unter anderem mit Manfred Baum. Ich hatte allerdings keine Ahnung, welche außergewöhnlichen Folgen diese Begegnung für mein Leben noch haben sollte.

Eines Tages, ich war gerade drei oder vier Monate in Berlin, saß ich bei Manfred, einem hochgewachsenen Mann mit dunkelblonden Haaren und blaugrauen wachen Augen, in seiner Studentenwohnung in der Köhlerstraße in Lichterfelde-West. Das Gebäude war kein typisches Berliner Mietshaus, eher ein Vorstadthaus in einer Gegend, in der viele Arbeiter und Eisenbahner lebten. Das Ehepaar Ahrens wohnte im ersten Stock, die Souterrainräume vermieteten sie an Studenten. Manfred studierte Medizin. Ihn schien seit einiger Zeit etwas zu bedrücken, aber ich hatte noch nicht herausgefunden, was es war, und ich wollte ihn auch nicht bedrängen.

Während Manfred das Wasser für einen Kaffee zum Kochen brachte, griff ich wahllos zu einer Illustrierten, die auf dem Tisch lag. Es war der *Stern*. Irgendwo in der Mitte schlug ich das Magazin auf. Vor mir sah ich eine bunte Fotostrecke, die mich sofort fesselte. Die Bilder gehörten zu einem Artikel über eine spektakuläre Fluchtaktion. Ich konnte einen Lastwagen erkennen sowie eine riesige klappbare Leiter, die über eine Mauer geworfen war. Unverkennbar handelte es sich um den «antifaschistischen Schutzwall», der seit August 1961 zum Grenzbefestigungssystem der DDR gehörte, von vielen Bürgern im Westen einfach nur «Zone» genannt. Die innerdeutsche Grenze war 1378 Kilometer lang. 1965 waren Grenze und Mauer aber noch nicht durch Minenfelder und Stacheldrahtrollen fast unüberwindbar geworden, und auch der Schießbefehl lag noch in weiter Ferne (er wurde erst 1982 formell in ein Gesetz gefasst). Aus diesem Grund war an ausgesuchten Stellen eine Flucht über Lkw und Klappleiter, wenn auch mit hohem Risiko verbunden, noch möglich.

Auf den Aufnahmen waren Häuser zu erkennen, doch sie konnten nicht im Zentrum von Berlin liegen, denn dort wurde die Mauer beson-

ders scharf bewacht. Es musste sich um einen Außenbezirk handeln, der weniger gut im Visier war.

Aus dem Begleittext erfuhr ich, dass die Fluchtaktion auf einem verlassenen Friedhofsgelände stattgefunden hatte. In dem Artikel war von einer technischen Meisterleistung die Rede, da man eine drehbare Leiter auf dem Lkw befestigt hatte, um besser navigieren zu können. Das war sensationell. Nicht umsonst hatte die Flucht so viel Aufmerksamkeit erregt, dass sie den Weg in das Hamburger Magazin gefunden hatte.

Ich war augenblicklich fasziniert von dieser kühnen Aktion und sah mir die Bilder ganz genau an. Wir lebten hier mitten im Kalten Krieg, insbesondere die Westberliner Universitäten waren, vor allem wegen des Vietnamkriegs und der Teilung der Stadt, extrem politisiert. Es gab damals niemanden an der Uni, der nicht darüber diskutierte, so unpolitisch er auch sonst sein mochte. Schon länger hatte auch ich darüber nachgedacht, ob es nicht eine moralische Pflicht gäbe, den Menschen, die aus der DDR fliehen wollten, zu helfen. Ich empfand es als eine große Ungerechtigkeit, dass die Menschen auf der anderen Seite der Mauer nicht das Recht hatten, sich frei zu bewegen.

Plötzlich hielt ich inne. Das konnte doch nicht wahr sein. Ich hielt mir das Magazin direkt unter die Nase. Doch, kein Zweifel. Einer der Fluchthelfer war unverkennbar Manfred, auch wenn er in der Bildunterschrift nicht namentlich genannt wurde. Der Manfred, der mir jetzt gegenüber saß und uns beiden in abgestoßenen Tassen den frischgebrühten Kaffee einschenkte. Manfreds Gesicht, gestochen scharf. Das Foto war aufgenommen worden, als er einer Person beim Herunterklettern von der Leiter auf westlicher Seite half. Das ergab Sinn, denn in einer solch angespannten Situation konnte ein Flüchtling aus Angst leicht danebentreten und sich schwer verletzen.

«Manfred, das bist ja du auf dem Foto!», rief ich erstaunt aus.

Mein neuer Freund blickte mich forschend an, dann winkte er ab. «Was, ich? Quatsch.» Er blickte flüchtig auf das Foto. «Der Mann sieht mir tatsächlich etwas ähnlich, aber das ist auch das Einzige, was mich mit ihm verbindet.»

«Manfred, bitte, guck dir das doch mal richtig an! Mir kannst du nichts vormachen, ich bin doch nicht blind. Das da auf den Bildern bist du, die Doppelgänger-Nummer nehme ich dir nicht ab.»

So ging es noch eine Weile hin und her, bis Manfred schließlich ermattet aufgab. «Volker, du bist wirklich eine Nervensäge, was bist du da bloß so hartnäckig? Ja, der da auf dem Foto bin ich. Zufrieden?»

Von wegen zufrieden – nun bombardierte ich ihn erst recht mit Fragen: «Wieso hast du da mitgemacht? Was war deine Rolle?» Natürlich hatte ich längst begriffen, bei was für einer Aktion er sich engagiert hatte. Manfred wirkte sowohl nervös als auch trotzig.

«Ich bin Fluchthelfer», erklärte mein Freund schlicht.

«Wie? Fluchthelfer? Das musst du mir genauer erklären.»

Manfred erzählte, dass er es als wichtige Aufgabe empfand, Menschen aus der DDR, die dort nicht mehr leben wollten, zur Freiheit zu verhelfen. Und nach einigem Zögern fügte er hinzu: «Ich hatte als Tunnelbauer angefangen, aber unser letzter Tunnel ist leider aufgefliegen.»

Ich war Feuer und Flamme. Und tief beeindruckt. Das klang alles nach einem einzigen großen Abenteuer, nach einem, bei dem Menschen geholfen wurde!

«Na los, jetzt ist es doch eh schon zu spät, nun sag schon, was los ist», forderte ich ihn auf. «Jetzt sag bloß nicht, du hast bei diesem berühmten Tunnel 57 mitgemacht, der vor einigen Monaten entdeckt worden ist?» Ich hatte in den Zeitungen darüber gelesen. Der Tunnel war nach der Anzahl der Menschen benannt worden, die am 3. Oktober 1964 durch ihn in die Freiheit gelangt waren. 57 Personen.

Er nickte bescheiden. «Doch, genauso ist es. Ich war einer von denen, die gegraben haben, 35 Leute waren wir insgesamt. Unsere Anführer war Wolfgang Fuchs, der ‹Tunnelfuchs›, wie er in den Zeitungen genannt wurde.»

«Stimmt, den Namen habe ich schon mal gehört», bestätigte ich aufgeregt.

«Der Fuchs ist in einschlägigen Kreisen bekannt, er hat auch mich rekrutiert. Und er hat sich die Geschichte mit der Leiter ausgedacht.»

Alles, was ich zu hören bekam, imponierte mir sehr.

«Wie lang war denn euer Tunnel?», fasste ich nach.

«145 Meter lang, 12 Meter tief.»

«Manfred, bitte, nun lass dir doch nicht alles aus der Nase ziehen. Oder hast du ein Schweigegeklöbde abgelegt?»

«Na ja», sagte Manfred gedehnt, «vieles ist ja schon an die Öffentlichkeit gedrungen, das Ganze ist also kein wirkliches Geheimnis mehr. Was ich dir auf jeden Fall erzählen kann: Wir fingen mit unseren Grabungen im Keller einer leerstehenden Bäckerei in der Bernauer Straße an, also auf der West-Seite, und dann ging es unter der Mauer hindurch und endete schließlich im Hinterhof eines nicht mehr genutzten Toilettenhäuschens in der Strelitzer Straße 55. Leider eine Fehlplanung, denn eigentlich wollten wir in einem Keller rauskommen.»

«Wie lange habt ihr denn unter der Erde gewühlt, ihr konntet ja keine Maschinen einsetzen – und 145 Meter sind eine unglaublich lange Strecke!» Ich betrachtete Manfred, er war nicht nur groß gewachsen, er war auch von kräftiger Statur. Wie konnte man in einem engen Tunnel arbeiten, ohne unter Klaustrophobie zu leiden? Ich an seiner Stelle hätte bestimmt Platzangst bekommen.

«Tja. Es hat fast sieben Monate gedauert, und es waren alles Freiwillige. Im April 1964 starteten wir mit Schaufeln und Eimern, und Anfang Oktober schafften es die ersten 57 Flüchtlinge, durch ihn in den Westen zu gelangen. Am nächsten Tag, gegen Mitternacht, war schon die nächste Aktion geplant, unter den Flüchtlingen befanden sich aber Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit in Zivil. Damit war die Sache erledigt.»

«Und wie kam die Stasi ins Spiel?»

Doch jetzt hatte ich den Bogen wohl endgültig überspannt. Ohne weiter darauf einzugehen, wechselte Manfred das Thema. Aber ich ließ nicht locker. Und was Manfred anfangs nicht verraten wollte, bekam ich dann doch noch heraus: Es hatte in der Strelitzer Straße einen Schusswechsel gegeben, an dem auch ein weiterer Tunnelbauer, später Westdeutschlands erster Astronaut, beteiligt war, der in Nordtirol geborene Reinhard Furrer. Furrer war ebenfalls Student an der Freien Universität und an mehreren Fluchthilfeaktionen beteiligt, so auch am Tunnel 57. In der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober hatte er am Tunnelausgang gewartet, um Flüchtlingen beim Einstieg zu helfen. Ein vermutlich

von einem reuigen Flüchtling oder einem Anwohner alarmierter Stasi-Mitarbeiter gab vor, noch schnell einen Freund zu holen, brachte aber stattdessen Grenzsoldaten mit. Als die Flüchtlinge die Gefahr bemerkten und davonliefen, schoss einer aus der Gruppe in Richtung der Soldaten und traf dabei einen von ihnen: Egon Schultz. Der fiel sofort um, versuchte aber wieder aufzustehen und wurde dabei erschossen. Wieso war auf Egon Schultz geschossen worden? Wer hatte den tödlichen Schuss abgefeuert? Aller Wahrscheinlichkeit nach konnte es nur ein Fluchthelfer gewesen sein. Damals wussten wir noch nicht, dass ihn ein NVA-Grenzer im nächtlichen Kreuzfeuer getötet hatte, das wurde erst Jahrzehnte später aus geheimgehaltenen Autopsieunterlagen der Stasi ersichtlich. Ein Vierteljahrhundert hat der vermeintliche Todesschuss die Gruppe und den Schützen schwer belastet. Erich Honecker begleitete die Mutter des Getöteten mit DDR-Pomp zur Beerdigung, verbunden mit einer Klage gegen die kapitalistischen Mörder, wohl wissend, dass einer seiner eigenen Leute Egon Schultz versehentlich erschossen hatte.

Ich begann, mich weiter mit dem Thema Fluchthilfe zu beschäftigen. Die Idee mit dem Tunnel hatten vor Wolfgang Fuchs auch schon andere gehabt. 1962 wollte Hasso Herschel, der aus Dresden stammte und 1961 mit einem falschen Pass in den Westen geflohen war, seiner Schwester samt Familie zur Flucht verhelfen, wozu er mit rund 30 Mitarbeitern einen 120 Meter langen Tunnel grub, von der Bernauer Straße (West) in die Schönholzer Straße (Ost). Er war dieses große Projekt umsichtig und intelligent angegangen, er war der geborene Organisator (was auch auf Wolfgang Fuchs zutraf, aber der war eher ein Draufgänger, nicht so beherrscht und diszipliniert wie Herschel). Im September 1962 konnten durch den Tunnel 29 Menschen in den Westen entkommen, darunter auch Herschels Schwester. Es gab noch kleinere Tunnelfluchten, aber die Tunnel 29 und Tunnel 57 waren die größten Unternehmungen dieser Art.

Zu Manfreds Sorge kam ich so richtig in Fahrt. «Und wer hat all diese Grabungen finanziert? Oder haben es alle umsonst gemacht? Wie war das bei euch?»

Manfred rückte auch hier nicht so richtig mit der Sprache heraus. «Bekannt ist ja, dass Herschel und zwei italienische Studenten, die ihm

geholten haben, mit dem amerikanischen Sender NBC kooperiert haben, die haben denen die Filmrechte verkauft.»

«War das beim Tunnel 57 auch so?»

Wieder druckste er herum. «Irgendwie schon. Ich weiß nicht genau.»

«Gab es Finanzierungsprobleme?» Ich konnte, wenn ich wollte, beharrlich sein. Und in diesem Fall wollte ich.

«Ja, es gab immer mal wieder Schwierigkeiten. Es sind Gelder von Einzelpersonen geflossen, mehr weiß ich nicht, ehrlich.»

«Aha», sagte ich nur.

Erst viel später fand ich in Gesprächen heraus, dass diese Einzelpersonen der CDU nahestanden oder gar Parteimitglieder waren, darunter vermutlich Ernst Lemmer, von 1964 bis 1965 Bundesminister für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte, und Fritz Amrehn, ein Berliner Abgeordneter, die beide die Fluchthilfe politisch unterstützen wollten. Der größte gespendete Betrag betrug 30 000 DM, das war damals eine Menge Geld. Dahinter verbarg sich der sogenannte Geheimfonds des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen – bei ihm mussten bewilligte Gelder nicht gegenüber der Öffentlichkeit gerechtfertigt werden. Er wurde von der Regierung benutzt, um letztlich Fluchthilfeaktionen zu unterstützen. Natürlich nicht ohne Gegenleistung. Die Geldgeber hatten bestimmte Wünsche, was die Auswahl der Flüchtlinge betraf. Dennoch wurde darauf beharrt, und das erklärten mir später unabhängig voneinander mehrere Tunnelbauer, dass jeder Pfennig, der geflossen war, dem Projekt zugutegekommen war. Die Fluchthelfer selbst, so versicherte Manfred mir, seien nicht bezahlt worden. Das war eine Art Ehrenkodex: Man arbeitete nicht für Geld. Obwohl ich da meine Zweifel hatte. Ich konnte mir nicht recht vorstellen, dass alle finanziellen Mittel für Material verwendet worden waren. Aber diese Bedenken waren schnell vergessen, viel zu gut gefiel mir die Sache mit dem Ehrenkodex. Als Corpsstudent hatte ich ja auch den «Comment» akzeptiert, unsere Regeln, die einzuhalten waren, und wenn man gegen sie verstieß, hatte das Konsequenzen. Verbindlichkeit auf freiwilliger Grundlage bedeutete mir schon damals viel – und tut es heute noch. So hatten ältere

re Studenten sich um die jungen, die «Füchse», zu kümmern, sie wenn nötig zu beschützen. Das war ein Aspekt, der mir gut gefiel.

Es gab aber noch etwas, was mir durch den Kopf ging, und das sprach ich ebenfalls an. Der arme Manfred, ich hatte ihn ganz schön in der Zange. «Wenn die Tunnelunternehmungen nur bedingt zum Erfolg geführt haben, ist deren Zeit dann nun vorbei?» Immerhin dauerten die Grabungen Monate, so viele Personen, die im Dreck lagen und buddelten, waren in sie involviert, und überhaupt: Wie und wo lagerte man die immensen Erdmassen zwischen? Dazu brauchte man doch Raum. Und es war zudem zu befürchten, dass nach jeder aufgeflogenen Aktion die DDR-Grenzer bestimmte Aktivitäten genauestens beobachteten. Wie oft hatte ich Fotos in Zeitungen gesehen, in denen die Grenzer mit riesigen Ferngläsern alles «unter die Lupe nahmen». Aber sie waren bestimmt nicht nur optisch auf dem neuesten Stand, ich konnte mir gut vorstellen, dass auch ihre Ohren geschult waren und sie jedes fremde akustische Signal orten konnten.

Manfred zuckte mit den Schultern, während er einen Schluck von dem inzwischen kalt gewordenen Kaffee trank. «Ehrlich. So im Detail kann ich dir das wirklich nicht erzählen.»

«Ich verstehe», sagte ich. «Aber eins musst du wissen, ich finde es ganz großartig, was du da machst.»

Manfred lächelte. Aber es stimmte. Ich fand es absolut bewundernswert, dass er anderen Menschen half und dabei selbst ein hohes Risiko einging. Für mich war das Zivilcourage par excellence. Alle Parteien der Bundesregierung waren sich damals einig, dass der Mauerbau ein unmenschlicher Akt war. Das stand außer Frage. Meinem Gefühl nach wollte ihn eigentlich niemand, mit Ausnahme der Sowjetunion, der COMECON-Staaten (das sozialistische Gegenstück zu den Staaten der EWG) einschließlich der DDR, einigen sozialistischen afrikanischen und arabischen Staaten und einigen Anhängern kommunistischer Gruppierungen in der Politik oder an der Universität.

Die politische Grundhaltung im Westen war jedoch ziemlich eindeutig: Die DDR war ein diktatorisches System, und die Menschen, die unter ihm lebten, litten darunter. Natürlich gab es Ausnahmen, insbesondere unter jenen, die das System trugen.

Westberlin in den sechziger Jahren war eine weitgehend isolierte Rumpfstadt, in der neben der subversiven Atmosphäre auch das ständige Gefühl einer Bedrohung lauerte. In Moskau war bis 1964 Nikita Chruschtschow an der Macht, und wenn ihm etwas nicht passte, ließ er in eindrucksvoller Geste Kampfflugzeuge in der Nähe von Berlin aufsteigen, die zur Einschüchterung der Bevölkerung wiederholt die Schallmauer durchbrachen. Lärmterror.

Die Stimmung war insgesamt angespannt, die Kuba-Krise von 1962 warf noch ihre Schatten. Auch als Normalbürger bekam man diese Anspannung an den Grenzkontrollstellen in Berlin zu spüren. Regelmäßig wurden Autos und Menschen durchsucht, das konnte Stunden dauern, ich selbst hatte es erlebt. Bis zu einer langsamen, allmählichen Entspannung sollte es noch dauern, die Ostverträge der siebziger Jahre lagen damals noch in weiter Ferne.

Manfreds Erzählungen beschäftigten mich sehr. Sein Handeln erforderte viel Mut, und im Grunde war es so etwas wie Widerstand, den er gegen die DDR leistete. Mir fielen einige Parallelen zwischen Manfred und mir auf. Wie er kam auch ich aus einem konservativen Elternhaus, wie er war ich in einer schlagenden Verbindung, die grundsätzlich konservative Strukturen hat. Aber nie hatte ich politische Positionen ohne Hinterfragung einfach übernommen. Die Frage: Wo stehe ich eigentlich?, war ganz entscheidend für mich. Und ich handelte immer aus eigener Überzeugung heraus, gelegentlich zur Enttäuschung meines Vaters, der Technischer Direktor bei der Glanzstoff AG in Wuppertal-Elberfeld war und es sich gewünscht hätte, dass sein Sohn wie er Ingenieur wird. Aber nach dem Abitur, einem halbjährigen Praktikum in Schottland und England und zwei Semestern Maschinenbau in Karlsruhe entschied ich mich für das Jurastudium. Als Anwalt wollte ich mich insbesondere für andere Menschen engagieren, und dieser Anspruch sollte auch meine ersten Berufsjahre prägen. Eine Zeitlang wurde das Mietrecht mein Spezialgebiet, wobei ich immer nur Mieter, nie Vermieter, vertrat. Dieses Engagement für andere, insbesondere auch für Schwächere, das besaß ich seit Kindesbeinen. Wenn etwa eines meiner Geschwister oder einer meiner Freunde benachteiligt wurde, musste ich sofort eingreifen und Gerechtigkeit herstellen, selbst wenn es nur um

die Übervorteilung beim Essen ging. Den Schutz der Jüngeren im Rahmen des Comments fand ich deshalb auch entscheidend und trat später ebenfalls dafür ein, dass Verbindungen sich auch gemeinnützig engagieren sollten – ein Vorschlag, der nicht unbedingt auf Gegenliebe stieß.

Als ich in Westberlin lebte, war Willy Brandt Parteivorsitzender der SPD und Regierender Bürgermeister von Berlin. Ich war ein begeisterter Anhänger von Brandt, wie kaum ein anderer Politiker prägte er meine politische Einstellung. Im Nachhinein kann ich seiner Ost-Politik nur zustimmen, denn eine weitere Fluchthilfe beziehungsweise ein Freikaufen von DDR-Bürgern im großen Stil hätte nur dazu geführt, die DDR über kurz oder lang immer weiter zu entleeren. Und für die Zurückgebliebenen hätte es nur geheißen: «Pech gehabt, dass ihr nicht abhauen konntet!» In meinen Augen waren die Ost-Verträge eine zutiefst humanitäre Angelegenheit.

Ich war bereit, bei der Flucht zu helfen. Aber würde ich im Fall des Falles eine Waffe gutheißen? Ich dachte an die Duelle in der Verbindung. Für mich war das studentische Mensurfechten in erster Linie eine Tapferkeitsprobe. Mehr Sport als Kampf. Wobei ich zugeben muss, dass das Fechten in der studentischen Variante für den Außenstehenden schon etwas sonderbare Aspekte aufweist, etwa, dass man nie ausweichen oder wegzucken darf. Letztlich geht es um eine Mutprobe und um einen Solidaritätsbeweis. Ich genoss das Fechten an sich, viele andere taten es, weil es der nicht verhandelbare Preis für die Vollmitgliedschaft in der Verbindung war. Umso besser, wenn man Spaß daran hatte. Und das hatte ich. Aber eine Waffe tragen, eine Schusswaffe, das war etwas ganz anderes. Wie weit man sich da unter Kontrolle hatte, wenn es gefährlich wurde, das konnte ich nicht mit Gewissheit beantworten. Ich wusste nur, dass ich mit Waffen nichts zu tun haben wollte.

Die politische Situation Westberlins beschäftigte mich sehr und ich hatte das Gefühl, am Puls der Geschichte zu leben. Und jetzt bot sich mir die Möglichkeit zu handeln. Gab es eine finanzielle Motivation? Nein. Von meinen Eltern bekam ich monatlich einen Scheck, und der reichte aus, um mein Studentenleben zu bestreiten. Eine humanitäre Motivation? Ja, die war unzweifelhaft gegeben, gemischt mit einer gehörigen

Portion Abenteuerlust. Ich war jung, die Welt stand mir offen – und ich wollte etwas verändern.

Und dann hörte ich mich zu Manfred zwei Sätze sagen, die mein Leben verändern sollten: «Ich möchte bei euch mitmachen. Auf mich könnt ihr zählen.» Als die Worte über meine Lippen gekommen waren, war ich selbst etwas überrascht.

Manfred schwieg erst und sah mich dann eindringlich an. «Bist du dir über die möglichen Konsequenzen im Klaren?»

«Klar doch», erwiderte ich mit fester Stimme.

«Ist dir auch bewusst, dass man dich nicht einfach aufnimmt? Man wird dich auf Herz und Nieren prüfen.»

«Alles andere wäre auch unverantwortlich», gab ich zurück.

«Manche denken aber, dass sie gleich an so etwas Spektakuläres wie einen Tunnelbau rangelassen werden.»

Ich hob die Schultern. «Ich lasse mich überraschen.»

«Gut, ich wollte es dir nur gesagt haben.»

«Und wie werde ich getestet?» Das fand ich nun spannender.

«Du wirst jemanden in Ostberlin aufsuchen, dem du dann eine chiffrierte Nachricht übermittelst. Das sind einfache Botengänge, auch Kurierdienste genannt.»

«Weiß ich, was das für Nachrichten sind?»

«Meist nicht. Aber manchmal geht es auch nur darum nachzufragen, ob derjenige noch Interesse hat.»

«Wieso Interesse?»

«Na ja, ob er noch rüber will. Diese Aktionen haben ja einen langen Vorlauf, in der Zwischenzeit kann der eine oder andere seine Meinung geändert haben.»

Viele der unerfahrenen Kuriere, erfuhr ich weiter, wurden bei ihrem ersten Einsatz gefasst. Professionelle Fluchthelfer, die dieses Geschäft aus rein kommerziellen Gründen betrieben, missbrauchten Studenten, die eine gewisse Begeisterung und Bereitschaft an den Tag gelegt hatten, dann aber nicht oder nur unzureichend instruiert wurden. Und gerieten sie in eine schwierige Situation, mussten sie sie ohne Hilfe lösen. In Berlin und generell in der DDR gab es kaum öffentliche Telefone, von denen aus man in den Westen hätte anrufen können. Und die wenigen,

bei denen es möglich war, wurden mit Sicherheit überwacht. Wer als Fluchthelfer in der DDR operierte, musste sich darüber im Klaren sein, dass er vollkommen allein auf sich gestellt war.

«Willst du mich abschrecken?», fragte ich.

«Nein», erwiderte Manfred. «Aber du sollst wissen, worauf du dich einlässt.»

[...]